



Prof. Dr. Christiane Tietz

Predigt vom Sonntag, 16. November 2014

Auf dem Weg

Denn wir wissen: Wenn unser irdisches Haus, das Zelt, abgebrochen wird, dann haben wir eine Wohnstatt von Gott, ein nicht von Menschenhand gemachtes, unvergängliches Haus im Himmel. Und darum seufzen wir ja auch, weil wir uns danach sehnen, mit unserer himmlischen Behausung bekleidet zu werden, so wahr wir nicht nackt dastehen werden, auch wenn wir unser jetziges Kleid ablegen. Denn solange wir noch im Zelt sind, seufzen wir wie unter einer schweren Last, weil wir nicht entkleidet, sondern bekleidet werden möchten, damit das Sterbliche vom Leben verschlungen werde. Der Gott aber, der uns eben dazu bereit gemacht hat, er hat uns auch als ersten Anteil den Geist gegeben. So sind wir allezeit guten Mutes, auch wenn wir wissen, dass wir, solange wir im Leib zu Hause sind, fern vom Herrn, in der Fremde leben - im Glauben gehen wir unseren Weg, nicht im Schauen -; wir sind aber guten Mutes und wünschen noch viel mehr, unseren Leib zu verlassen und beim Herrn zu Hause zu sein. Darum setzen wir auch alles daran, ob zu Hause oder in der Fremde, so zu leben, dass er Wohlgefallen an uns hat. Denn wir alle müssen vor dem Richterstuhl Christi erscheinen, damit ein jeder empfangt, was seinen Taten entspricht, die er zu Lebzeiten getan hat, seien sie gut oder böse.

2Korinther 5,1-10

Liebe Gemeinde

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

In den letzten Wochen des Kirchenjahres, wenn die Natur sich zurückzieht und die Tage kurz und düster werden, wird die Sehnsucht nach Licht und Leben stark. Wenn es draußen kalt und ungemütlich ist, ersehnen wir Wärme und Heimat. Der heutige Predigttext nimmt diese Sehnsucht nach Heimat und Leben auf, stellt sie aber vor einen weiten Horizont. Er steht im 2. Brief des Paulus an die Korinther, im fünften Kapitel, in den Versen 1-10.

Der Briefabschnitt des Paulus lebt von den Gegensätzen in den Bildern und den Gegensätzen in den Emotionen: ein irdisches, vergängliches Haus und ein himmlisches, unvergängliches Haus; Kleid und Nacktheit; Sterblichkeit und Leben; Fremde und Heimat; zu Hause sein und einen Weg gehen; seufzen – und guten Mutes sein.

In ein Haus tritt man ein und kann ankommen, nach einer Reise oder einem langen Tag. Hier findet man Ruhe und Geborgenheit. Die eigenen vier Wände bieten Schutz. Zu Hause muss man sich nicht verstellen, hier kann man der sein, der man ist. Ein Kleid hat ähnliche Funk-

tion: Es gibt Geborgenheit, zunächst ganz sinnlich durch den Stoff, der berührt; und es gibt Schutz vor den Blicken Anderer. Ein Kleid drückt gleichzeitig Identität aus. Mit Bekleidung kann man zeigen, wer man ist. Mit Bekleidung kann man seinen gesellschaftlichen Stand zum Ausdruck bringen, aber auch die eigene Persönlichkeit unterstreichen – und sich hinter Kleidern wie hinter einer Maske verstecken. Die von Paulus verwendeten Bilder von Haus und Kleid zeigen an, dass der Mensch Geborgenheit und Identität braucht.

Gleichzeitig bricht Paulus die Bilder. Das irdische Haus wird als *Zelt* beschrieben. Ein Zelt hat keine festen Mauern. Es gibt Geborgenheit nur auf Zeit. Es kann aufgebaut und abgebrochen werden, ist nicht auf Dauer verbunden mit dem Grund, auf dem es steht. Und auch das jetzige Kleid gibt nur vorübergehende Identität; es wird nach Paulus *abgelegt*. Die Geborgenheit und Identität, die irdisches Haus, Zelt und Kleid geben, sind vorläufig und im Wandel.

Die Bilder vom Haus, Zelt und Kleid, so sehr sie das alltägliche Sehnen des Menschen aufnehmen, verweisen nämlich noch auf etwas anderes. Paulus hat sie der Vorstellungswelt seiner Zeit entnommen. Im hellenistischen Denken sind Haus, Zelt und Kleid Bilder für den Leib. Sie werden verwandt, wenn es um das *Sterben* des Menschen geht. Im Sterben verlässt der Mensch sein irdisches Haus, seinen Leib, der, wie ein Zelt, nur ein vorübergehendes Quartier war; wie ein Kleid legt er seinen Leib ab. Die Zeitgenossen des Paulus waren überzeugt: Im Tod trennt sich die Seele vom Leib; der Leib verwest; und die vom Leib entkleidete, nackte Seele steigt in die ewige Welt empor. Der Tod war für sie die *Befreiung* der unsterblichen Seele vom sterblichen Leib.

Paulus knüpft an diese Bildsprache seiner Umwelt an, führt sie aber anders weiter, wenn er sagt: Es gibt nach dem Tod ein anderes Haus, ein von Gott gemachtes, unvergängliches Haus. Es gibt ein neues Kleid, mit dem der Mensch bekleidet wird. Theologisch gesprochen: Der Tod ist nicht die Trennung der Seele vom Leib, er ist nicht das Weiterleben einer ewigen Seele, die endlich von den Unerträglichkeiten dieser leiblichen Existenz befreit wäre. Nein, der Mensch wird nach dem Tod ein neuer Leib. Er wird an Seele *und Leib* neu. Das Sterbliche wird vom Leben verschlungen. Auferstehung!

Paulus widerspricht damit dem hellenistischen Verständnis von irdischem Leben und Tod. Das irdische Leben, der menschliche Leib, diese Welt sind nicht ein Gefängnis der Seele, von dem der Mensch im Tod befreit wird. Die Welt, das Leben, der Leib sind Schöpfung, sie sind – mit dieser Einsicht beginnt die Bibel – „gut“, „sehr gut“. Entsprechend versteht Paulus Erlösung nicht als Erlösung aus dem Leib und aus der Schöpfung, sondern als Erlösung *des Leibes und der Schöpfung*. Die ganze Schöpfung, schreibt Paulus an die Römer, seufzt nach Erlösung. Die Welt so zu sehen, ist eine gewaltige Würdigung dieser Welt!

Der Mensch ist *hier* zu Hause, er sucht *hier* Heimat und Leben. Aber diese Heimat ist Heimat auf dem Weg. Sie darf nicht mit der letzten Heimat bei Gott verwechselt werden. Denn: Was ist eigentlich Heimat? Heimat, das ist dort, wo *ich mich auskenne*, wo *ich verstehe*, was geschieht. Heimat, das ist ein *Ort*, wo ich die Straßen und Wiesen kenne, wo mir Geräusche

und Gerüche vertraut sind. Und dennoch gibt es das, dass man an den alten Ort zurückkehrt und merkt: Ja, das ist mir irgendwie vertraut, das kenne ich; und doch fühle ich mich fremd, mich nicht mehr verstanden, kann als die, die ich geworden bin, hier nicht mehr sein. In solchen Momenten, so scheint mir, spürt man, dass Heimat vielleicht mehr ist als ein Ort und dass Heimat mit Beziehungen zusammenhängt, damit, dass *Menschen mich kennen und verstehen*. Heimat ereignet sich dort, wo ich Bejahung erlebe, schlichtweg nur deshalb, weil ich bin. Zur Heimat werden Begegnungen mit Menschen, in deren Augen ich lesen und in deren Gesten ich spüren kann: Es ist schön, dass es Dich gibt!

Dann aber wird verständlich, warum Paulus die *letzte* Heimat bei Gott sieht. Letzte Heimat ist bei dem, der mich durch und durch kennt und versteht und der mich *dennoch* umfassend bejaht. Der Mensch ist ein Wanderer, unterwegs zwischen den Zeiten, ein Gast auf Erden, auf dem Weg zu Gott.

In diesem Unterwegssein haben die gegensätzlichen Emotionen des Seufzens und des Mutes ihren Grund. Zweimal spricht Paulus vom Seufzen. Das griechische Wort ist ausdrucksstark, es meint ein „Stöhnen“; kaum noch hält man es aus, die Last ist zu schwer; das Leben hier, im schmerzenden Leib, im Hinfälligen, Vergänglichen, Unsteten, Sterblichen ist kaum zu ertragen. Und dann ändert sich die Gestimmtheit unseres Briefabschnittes. Fast als hätte es die seufzenden und stöhnenden Passagen nicht gegeben, ganz heiter, sagt Paulus: „So sind wir allezeit guten Mutes“ und zuversichtlich. Denn im Glauben, so meint Paulus, kann der Mensch jetzt schon einen Vorgeschmack der Geborgenheit, Identität und Heimat erleben, die es dereinst bei Gott geben wird. Im Glauben erfährt der Mensch schon jetzt grundlegende, bergende, identitätsstiftende Bejahung durch Gott, auch wenn er sich in diesem Leben manchmal fremd fühlt.

Aber verleitet der Text, mit seiner Entgegenstellung von Heimat dort bei Gott und vorübergehendem Leben hier in der Fremde, nicht zu Weltflucht? Verführt er nicht dazu, sich ganz aus dieser Welt heraus zu sehnen? Die großen Religionskritiker haben das gemeint. Für Ludwig Feuerbach war der Text ein schlagendes Beispiel für die Leibfeindlichkeit des Christentums und seine weltverneinende Haltung. Friedrich Nietzsche hat Ähnliches dem Christentum vorgeworfen: „Christentum war von Anfang an, wesentlich und gründlich, Ekel und Ueberdruss des Lebens am Leben, welcher sich unter dem Glauben an ein ‚anderes‘ oder ‚besseres‘ Leben nur verkleidete ... Der Hass auf die ‚Welt‘, der Fluch auf die Affekte, die Furcht vor der Schönheit und Sinnlichkeit, ein Jenseits, erfunden, um das Diesseits besser zu verleumden.“

Hätte Paulus mit den beiden debattieren können, so hätte er wohl gesagt, dass dies ein Missverständnis der christlichen Hoffnung auf die letzte Heimat bei Gott wäre. Obwohl Paulus dem Wunsch Ausdruck verleiht, den „Leib zu verlassen und beim Herrn zu Hause zu sein“, streicht er gleichzeitig das Leben hier nicht durch: „wir setzen alles daran, ob zu Hause oder in der Fremde, so zu leben, dass er Wohlgefallen an uns hat. Denn wir alle müssen vor dem Richterstuhl Christi erscheinen“.

Nun endlich scheint der Text seine gänzlich bedrohliche, lebensfeindlichen Haltung offenzulegen: Jüngstes Gericht! Angst vor Strafe, gar Hölle, als Motivation für gute Taten in dieser Welt? Weltfeindlicher scheint es nicht mehr zu gehen!

Aber: Es ist nach Paulus der Richterstuhl *Christi*, vor dem wir erscheinen müssen. *Jesus Christus* ist der Richter, das ist das Entscheidende. Jesus Christus, das ist der Ort der Gnade Gottes, seiner grundlegenden Bejahung. Aus der Erfahrung von Gottes Gnade in Jesus Christus ist das Handeln des Christen in dieser Welt motiviert. Weil er selbst Gnade erlebt hat, Bejahung trotz allem, versucht er auch mit anderen Menschen gnädig umzugehen. Nicht Angst vor Strafe, sondern die Gnadenerfahrung ist der Grund für das engagierte Leben hier.

Gleichzeitig darf der Mensch hoffen: Gottes Gnade, die in Jesus Christus begegnet ist, wird auch dort begegnen. Ja, der Mensch muss sich verantworten für sein Tun in diesem Leben. Er darf sich nicht wegstellen aus dieser Welt in ein Leben nach dem Tod. Aber diese Verantwortung geschieht aus Dankbarkeit für Gottes Gnade und in Hoffnung auf Gottes Gnade.

Dietrich Bonhoeffer hat während seiner Haft in Berlin-Tegel ein Gedicht geschrieben, das wie eine Zusammenfassung des heutigen Predigttextes wirkt. Es spricht davon, wie das Suchen nach Leben, Identität und Heimat, so drängend es sein mag, aufgehoben sind in dem Wissen, bei Gott Heimat zu haben und ihm zu gehören:

„Wer bin ich? Sie sagen mir oft, / ich träte aus meiner Zelle / gelassen und heiter und fest, / wie ein Gutsherr aus seinem Schloss. // Wer bin ich? Sie sagen mir oft, / ich spräche mit meinen Bewachern / frei und freundlich und klar, / als hätte ich zu gebieten. // Wer bin ich? Sie sagen mir auch, / ich trüge die Tage des Unglücks / gleichmütig lächelnd und stolz, / wie einer, der Siegen gewohnt ist. // Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen? / Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß? / Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig, / ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle, / hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen, / dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe, / zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung, / umgetrieben vom Warten auf große Dinge, / ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne, / müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen, / matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen? // Wer bin ich? Der oder jener? / Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer? / Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler / Und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling? / Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer, / das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg? // Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott. / Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!“

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.